

Sehnsucht.

Von Karl Dionsik.

„Ja, schön war's! — Der Sprecher schweig und sah veronnen vor sich hin. Es war heiß. Die grelle Frühlingssonne prallte an den weißen Kalksteinwänden des Grabens. Scharf hob sich das satte Grün einiger einsamer Pflanzen von seinem oberen Rande ab. Käfer liefen geschäftig hin und her. Jemand in den Lüften sang eine Liede. Dazwischen tönten die dumpfen Explosionen der Schrapnell, die einen Flieger beschossen, und das mechanische Taden eines Maschinengewehrs. Gleichmäßig surrte der Motor des Fliegers, der, kaum erkennbar, ein gelbes Flecken am blauen Himmel stand, umgeben von weißen Dunstschwaden. — Schrapnelltraud. Manchmal zuckte ein Geschöß über den Graben oder fuhr klatschend in den aufgeworfenen Boden. Dann spritzten die Steinplitterchen herum.

Die Männer achteten nicht darauf. So ging es schon Tage, Wochen, Monate. Ihre müden Augen sahen gleichgültig ins Leere. „Und in Deutschland warst Du gar nicht?“ fragte endlich einer, und ein leiser Ton der Enttäuschung klang aus der Frage.

„Ich sage Dir ja, in Montoneh lag ich. Was denkst Du denn. Sie werden mich doch der Kleinigkeit wegen nicht nach Deutschland schicken. Ja, ein anständiger Berufsdienst oder ein gediegener Granatplitter, das wäre was. Aber solcher kleinen Rüge wegen.“

„Gib's da auch Zivilisten?“ fragte ein anderer. „Freilich. Die ganze Stadt ist voll davon. Und im Lazarett ist es auch sauber! Keine Laus ist dort zu finden.“

Die müden Augen der Zuhörer lebten sich, und über den verstaubten und weitergebräunten Jügen zuckte es sehnsüchtig. Fernab schweiften ihre Gedanken in eine weite, schöne Vergangenheit, die, ach, so grundverschieden war von der furchtbaren Gegenwart. Freundliche Städte im schönen Schieferlande mit neuen Häusern und reinlichen Gassen. Und fleißige Menschen in bequemen Bürgerkleidern belebten die Straßen. Fuhrwerke aller Art kreuzten sich, und dazwischen klingelte fröhlich warnend die Straßenbahn. Sie hatte es eilig. Alle hatten es hier sehr eilig, und raslos wogte der Menschenstrom auf und ab. Männer in Werktagskleidung und im guten Rod, Kinder und Greise, Mädchen und Frauen. — Frauen! —

Und die Hände preßten sich unwillkürlich aufeinander. In den Augen zuckte es begehrtlich.

„Hast Du auch Weiber gesehen?“ fragt einer. Es klingt tonlos, heiser.

Der Erzähler sah stolz um sich. Natürlich, sogar gepflegt haben sie mich. Im Lazarett dort sind richtige Schwelmer. Und auf der Straße siehst Du selbstverständlich mehr Weiber als Männer. Die Männer sind doch meist im Kriege.“

Selbstverständlich? — Ach ja, natürlich. Es kann ja nicht anders sein. Die Weiber sind ja zu Hause geblieben, und nur die Männer sind im Kriege. Fast ein Jahr schon. Ein langes, blutiges Jahr von dem Tage ab, als sie französischen Boden betraten, bis heute. Die entsetzlichen Gesetze erst, Hunger, weite Märsche, die Nachtlager unter freiem Himmel angefüllt brennender Orte und Weiler. Dann wieder das Hergehen hinter dem stehenden Feind, auf glühenden, staubigen Chaussees, am endlosen Train vorbei oder über holperigen Acker oder durch reifende Fruchtfelder. Ueberall, wohin man nur sah, nichts als Wagen, Geschütze, Pferde, feldgraue Uniformen jeder Art. Alles, was man hörte, Kommandos und das Donnern der Kanonen, das Rauseln der Gewehre, Geschrei, das Jammer der Verwundeten, das wütende Stöhnen vorwärtsstürmender Kameraden. Damals dachte man nicht an das Weib. Man suchte den Mann mit der alles vernichtenden Wut des rasenden Kriegers.

Dann aber stocde das Vorwärtstreiben. Der gehegte Feind stellte sich plötzlich und wies mit grimmer Wut die Hände. Die Wälder hallten wider vom Schlachgetöse. Der Boden erzitterte beim Brüllen der schweren Geschütze. Tage, Wochen dauerte das Ringen. Man grub sich ein, wie dem vernichtenden Artilleriefeuer, und grub sich wieder ein, um nochmals zu weichen. Da sank mancher brave Freund zu Boden, um nicht wieder aufzusehen, und wer am Morgen die sahle Herbstsonne aufgehen sah, der wußte noch lange nicht, ob er sie am Abend auch untergehen sehen würde. Aber endlich brach sich das blutige Ringen auf einer unendlichen Linie. Unmerklich, über Nacht erklang der Schützengraben, und in weiter Ferne vor ihm auch die feindliche Stellung. Man folgten Tage der Aufregung und Nächte schwerer Arbeit. Mühselig grub man sich ein in den

steinigen Boden. Dazu goß ein kühler Regen, unendlich, unaufhörlich. Glend und frierend lagen die zähen Krieger im Wasser.

Und aus den Tagen wurden Wochen, aus den Wochen Monate. Noch immer war kein Ende des fürchterlichen Ringens abzusehen, es hatte sich sogar verschärft. Langsam, aber sicher arbeitete sich der Feind vor. Klug gewundene Laufgräben zogen sich ungeheurer Schlangen gleich durchs winterliche Tal. Plötzlich erklang ein neuer Schützengraben, ungleich näher als der alte. Jeder Versuch, seinen Ausbau zu fördern, wurde mit einem unheimlich schneellen und sicheren Artilleriefeuer abgewiesen. Rasch mehrten sich die dürftigen Hügel hinter der Stellung, die die Leberreste der Gefallenen bergen. Eine Nummer, die Regimentbezeichnung, das war alles, was übrig blieb. Später wurde es besser. Man lebte sich ein, nutzte Vorteile aus, wühlte tiefe Stollen in den Berg und sicherte sich so etwas mehr vor dem vernichtenden Feuer des rührigen Gegners. Wadhiam lag man sich gegenüber und wartete.

Der Herbst war schon längst dem Winter gewichen. Der machte der siegreichen Frühlingssonne Platz, und auch diese schied sich schon an, ihr Szepter dem reisenden Sommer abzutreten. Noch immer aber lagen die alten Wehrleute im Graben auf der Höhe. Wohl war im Laufe der Tage ihr Häuflein kleiner geworden, wohl fehlte so mancher Freund, den längst der kühle Regen deckte oder der verwundet in die Heimat geschickt worden war.

Ach, die Heimat! —

Wertwirdig, wie auch die heißeste Sehnsucht nach den Lieben daheim angestrichelt wurde! Man lockte über gleichgültige Dinge, stritt sich um Kleinigkeiten bis zum äußersten oder betäubte sich im Spiel, aber von der Heimat, den Angehörigen in der Ferne sprach man selten und einsilbig, gleichsam als fürchtete man sich, seine Schätze vor Freunden auszubreiten. Nur das leise Zittern der Stimme verriet, was in der Brust vorging, kündete ein tiefes, unendliches Weh. „Wenn es wieder mal so kommen sollte, wie in der ersten Zeit, wahrhaftig, ich bin nicht mehr so dumm wie damals.“ Leise, leidenschaftlich war das herausgestoßen worden, und in den Augen des jungen Menschen, der am Beobachtungsposten stand, funkelte es seltsam. Keiner antwortete, nur einer lächelte mit verzerrtem Gesicht. Der junge Mensch aber sah starr vor sich durch die Schießscharte hinaus ins weite Tal. Da grühte aus endlos grüner Fläche ein rosarotes Band empor, ein blühendes Weidenfeld inmitten saftiger Wiesen. Der weiße Grund aber war, soweit das Auge reichte, mit dunkelrotem Mohngesprenkelt, der sich vom dunklen Grunde seltsam abhob, wie etwa frische, schwere Blutstropfen von einem grünen Teppich. Und wieder stand ihm jene fürchterliche Augustnacht vor Augen, wie das ganze Bataillon gleich einer Meute entfesselter Tiger in das brennende Franzosenland einbrach. Noch sah er die Zeichen der braven Jäger mit gepoltem Schmel und durchstochener Brust auf der Straße liegen, sah die entmenschten Franzosen aus den Häusern schleppen, hörte das Wutgebrüll der Kameraden, das Raschen der eingeschlagenen Ähren, das Angeschrei der Weiber und Kinder. Und deutlich stand ihm jene Szene vor Augen, wie er mit vorgehaltenem Bajonet in die Stube stürzte und wie die junge und schöne Französin niederkniete und ihm jammernd die weiße Hände entgegenstreckte. Bild schweberte er sie damals beiseite, und seine aufgespangte Klinge senkte sich in die hochgetärmelten Federbetten, nach unter die Bettstätt und in alle dunklen Winkel des Raumes, wo sich irgendwo ein Schuft verbergen konnte. Dann ging weiter, zum Haus hinaus. Einsam in der geräumlichen Stube aber lag das ohnmächtige Weib.

Der Posten lächelte, ein wildes, begehrendes Lächeln.

Da klatscht es an die Wende. Zischend und heulend fährt ein Querschläger an seinen Ohren vorbei. Erschrocken duckt er sich und starrt aufmerksam durch die Scharte zum Feinde hinüber.

Heiß brennt die Mittagssonne herab. Auf dem Laufweg der Brustwehr liegen die schlafenden Landwehrlente. Goldene Käferchen huschen geschäftig vorüber. Fliegen summten. Aus dem Tale steigt der süße Duft von Millionen Blüten. Die Männer aber schlafen friedlich und ihren Mund umspielt ein glückliches Lächeln.

Träumen sie etwa von der ferneren Heimat, den Kindern, dem treuen Weibe daheim? —

Jugendwo, weit drüben, fällt ein Kanonenschuß, und sein dumpfes Echo verliert sich in den Wäldern.

Frankreichs Eisenbahnen.

Seit Ausbruch des Krieges haben unsere Feinde die Vorzüglichkeit unseres Eisenbahnnetzes immer wieder betont, um unsere

strategischen Erfolge zu erklären. Es ist daher für uns interessant, zu lesen, was die amerikanische Zeitschrift „Mailway Age“ über den französischen Eisenbahndienst im Kriege mitteilt. Niemand wird leugnen, so schreibt der amerikanische Berichterstatter, daß Deutschland den Kampf im Osten und Westen nur durch sein Eisenbahnnetz durchführen kann, das ihm ermöglicht, seine Truppen von einer Grenze zur anderen zu werfen. Aber auch die französischen Eisenbahnen haben ihrem Lande einen großen Dienst geleistet; sie beweisen, wie groß die Ausdehnung der Aufgabe war, mit der sie betraut waren, und wie sie diese zu erfüllen wußten. Denn außer in den ersten vierzehn Tagen der Mobilisation haben die Franzosen, ohne daß sich irgend ein ernstlicher Zwischenfall ereignete, regelmäßig und mit allen Bequemlichkeiten die Reisenden und die Waren befördert. Die Schwierigkeiten ihrer Aufgabe wuchsen noch durch die häufigen Truppenverschiebungen, ebenso wie durch die Umladungen des Kriegsmaterials. Diese waren durch neue Kampfbedingungen notwendig geworden, denn die Front von 640 Kilometern dehnte sich jetzt vom Kanal bis zur Schweizer Grenze aus. Der Transport wurde weiter durch den Mangel an Maschinen und an Kohlenvorräten erschwert und man darf nicht vergessen, daß auch die Zahl der Eisenbahnbeamten sich ständig verminderte.

Während der kritischen Tage vom 1. bis 20. August wurden mindestens 1 800 000 Soldaten an die Front befördert. Aber die notwendig werdenden Truppenverschiebungen verdreifachten die Zahl der Eisenbahntransporte. Als sich die ersten bedrohlichen Anzeichen des Krieges bemerkbar machten, begann zuerst die Auswanderung der Touristen, die nach Paris zurückkamen oder es verließen. Ueber 500 000 Reisende kehrten in die Hauptstadt zurück und 200 000 verließen sie. In diesen Wochen waren die Züge verdoppelt und verdreifacht worden. Am 31. Juli wurde die Landwehr, die zur Bewachung der Eisenbahnwege herangezogen wurde, an ihre Plätze befördert und trug noch zur Ueberfüllung in den Zügen bei. Am Tage darauf, um 6 Uhr, wurden die Eisenbahnen, die bis dahin der Zivilbevölkerung zur Verfügung gestanden hatten, vollständig für militärische Zwecke mit Beschlag belegt. Die Eisenbahnbeamten mußten in einer Nacht den Fahrplan von sechs Eisenbahnen ändern.

Der neue Fahrplan wurde für 140 bis 160 Züge hergestellt, und die Ankunft eines Zuges wurde auf jeder Station telegraphisch angekündigt. An einem Tage fanden mindestens 200 000 telegraphische Meldungen statt. Während zwanzig langer erdrückend heißer Tage rollten 10 000 Züge durch Frankreich. Neben den Truppentransporten an die Grenze mußten noch die Männer befördert werden, die sich zu ihrem Stammregiment zu begeben hatten, um vor ihrer Abreise an die Front bewaffnet und ausgerüstet zu werden. Seitdem rollen die Züge ununterbrochen. Sie befördern Millionen von neu Eingezogenen an die Front, oder die Truppen werden auf neue Schlachtfelder verschoben. Trotzdem vollzieht sich der Dienst für die Zivilbevölkerung fast normal; vor einiger Zeit gab es für den Reisenden, der in Bordeaux landete, vielfache Schwierigkeiten, um nach Paris zu gelangen. Jetzt aber findet er schon auf dem Tod militärisches Personal, das ihm seine Bagerlarte ausständig, sein Gepäck aufgibt, und es ist keine geringe Ueberraschung für ihn, zwischen vier Zügen wählen zu können, die ihn in der normalen Zeit von acht bis neun Stunden nach Paris führen.

Um die Leistungsfähigkeit der französischen Eisenbahnen noch besser beurteilen zu können, muß man sich über die Bedeutung der Erfordernisse klar werden, die der Transport eines einzigen Armeekorps verlangt. Ein Armeekorps besteht ungefähr aus 89 000 Mann, aus Kanonen, Pferden, Munition, Ausrüstungen, Fuhrwerken und sogar Luftschiffen. Um ein Regiment befördern zu können, braucht man mindestens zwei Züge mit fünfzig Wagen. Hundert andere Wagen braucht man außerdem, um die Ausrüstungen eines Regiments zu befördern, wie Geschütze, verschiedene Beförderungsmittel usw. Um die Artillerie eines Armeekorps zu verladen zu können, sind zwanzig Züge nötig. Man hat allein fünfzig Güterwagen für die Kanonen eines Regiments nötig. Dann kommen die Wagen für den Pferde-Transport, die Wagen für die Artillerie und ihre Ausrüstung. Der Transport eines Kavallerieregiments bedingt sechs Züge. Fügt man dann noch schwere Artillerie, das Geniekorps und Pioniere mit ihrer besonderen Ausrüstung, die Krankenwagen usw. hinzu, so stellt sich heraus, daß der Transport eines Armeekorps mindestens 70 Züge mit je 50 Wagen erfordert. Die französischen Eisenbahnen haben in 20 Tagen 42 Armeekorps befördert.“

Die Erweckung der Maria Carmen.

84) Von Ludwig Brinkmann.

Wie schwach bin ich doch von Natur! Oder hat mich erst die Einsamkeit der Wüste so schwach gemacht? Ich glaube, ich leide mehr als der Kranke; es zerreiht mir das Herz, ihn in wilden Träumereien lachen und sprechen zu hören, wenn er von der Statistik des Lebens erzählt, mit Zahlen durchmischt, 1000 Dollar, 6500 Dollar usw. „Nicht so viel ausgeben — das ist das ganze Geheimnis“, schreit er, und „beim letzten Abschluß muß ein Gewinnsaldo bleiben!“

Die beiden vergangenen Nächte habe ich an Wards Lager zugebracht; manchmal überfiel mich in meinem Sessel der Schlummer, auf ein paar Augenblicke, und wirre Träume quälten und marterten mich. Ich lag wieder auf dem Ruhebett beim Doktor Castanarés, der mir die Zahnwurzeln herausbohrte, eine nach der anderen; nur wunderte ich mich, daß es nicht gar so fürchterlich schmerzte, daß mich mehr die Angst vor allem Schmerz quälte; ich fühlte mein Haupt in den Häuten des Muchacho, dem ich mich nicht entwinden konnte; meine Angst und meine Not wurden immer fürchterlicher; da machte ich mich mit einem Aufschrei aus der Umlammerung frei. —

Immer dasselbe Bild; der Kranke spricht wirres Zeug durcheinander; das durch einen Schirm gedämpfte Licht der elektrischen Glühbirnen erleuchtet ein unwohnliches Gemach, das nur mit dem notdürftigsten Hausrate versehen ist. Nie habe ich es so wie gerade jetzt gespürt, wie armselig, wie erbärmlich die Verhältnisse sind, in denen wir leben. Sonst gehörte der Tag der Arbeit, die vollständig die Umgebung vergessen läßt; und die Sonne des Südens übergoldet alles mit ihrem farbenhellen Schimmer. Den Abend widmeten wir in früheren Tagen, da wir alle gesund, alle beieinander waren, beim Scheine der freundlichen Sterne dem kameradschaftlichen Wandern auf der Bank vor dem Hause, wobei wir unsere Sorgen und Hoffnungen besprachen, von dem glänzenden Glücke künftiger Tage träumten und unsere Pfeifen rauchten, wir Abnungsloten, allzu Hoffnungsvollen! Und in den Nächten täuschte uns ein fester, traumloser Schlaf über unsere Lage hinweg.

Nun aber, da ich ganz allein für mich stehe, da ich an das Haus gekettet, noch und Krankenpfleger bin, alle kleinsten Pflichten der Hauswirtschaft zu erfüllen habe, da fällt es mir schwer auf das Herz, wie so wenig unser Dasein

höheren Lebensgewohnheiten, Lebensbedürfnissen entspricht. Wo ist eine Hand, die in Liebe unier wartet, die unsere großen Bürden nicht erleichtert, aber doch dadurch zu tragen hilft, daß sie alle kleinen Sorgen des Lebens von uns nimmt; wo ist ein Herz, dem man sich ausdrücken könnte?

Wobon soll ich anfangen, wozu überhaupt noch anfangen? — da das Ende gekommen ist. Ward ist dahin — der Imparcial ist dahin — was hat alles andere noch für einen Zweck?

Zwei Tote an einem Tage: Maria Carmen und Arthur. Und in all der Not stehe ich ganz allein! —

Wie schön und Tröstliches fällt mir nun ein, das ich über die Vergänglichkeit der Dinge einst gelesen und gelernt, damals als ich solchen Trost nicht brauchte, mir aber all das Biblische, Ciceronianische, Epiktetische, Schopenhauerische gar schön und lobenswert erschien.

Nun hält aber nichts von all dem Tröstlichen stand; nun sehe ich dem Abgrunde des Glends gegenüber; nun bin ich fertig, ganz fertig mit aller Religion, Philosophie und Lebensweisheit. . . .

Man hat gut die Erhabenheit über alles Unglück predigen; vielleicht wäre ich dafür doch ein wenig empfänglicher, wenn nicht das schmachvoll peinigende Gefühl der Schuld wäre. . . .

Gestern früh ward ich durch den alten Lohar von Arthurs Krankenbett hinaus in den Berg gerufen. Ich fühlte es gleich, es mußte sich wieder ein Unglück ereignet haben; nicht ohne Grund zuckte solch ein häßliches Lächeln um die Wangen des alten, neidischen Mannes, dem Stuart allein noch traut.

Heute vermag ich mich nicht mehr zu erinnern, welche Eindrücke mich in Abgesenle getroffen. Ich sah Ricardos gelbweißes Antlitz, das auf den Schacht deutete; das sonst so straffe Seil, das die Pumpe hielt, hing schlaff hinab; das ganze Aggregat war in die Tiefe gestürzt! Wie das gekommen, weiß der Himmel allein. Der Glende hat beim Herablassen der Pumpe, als das Wasser wieder einmal um die Länge der Seugleitung gesunken war, geschlafen oder sich vielleicht auch in Pulque betrunken, kurz, er hat die Trommel der Winde nicht abgebrems, und die Maschine ist im Bodenlosen versunken.

Da liegt sie nun auf dem Grunde, zu Scherben zerplittert, zusammen mit den Trümmern der alten Kolbenpumpe unserer Vorgänger, nicht weit von all dem Silber, nach dem wir uns so sehnen, zu dem wir hingieren! Aber

ach, der Berg ist der Stärkere, er ist verwunschen; irgendein Dämon haßt in seinem Eingeweide, der all unser Werk zuschanden macht, der von Tag zu Tag neue Wosheiten ersinnt, der Menschen mordet und ihre Werkzeuge zerbricht, der uns Eindringlinge davonjagen möchte. —

Aber daß ich dem Dämon die Möglichkeit, seinen schändlichen Plan auszuführen, geben mußte! Er wäre machtlos geblieben, wenn meine Sorglosigkeit ihm nicht Mittel und Wege gewiesen hätte, wenn mein Leichtsin ihm nicht Verbündeter gewesen wäre. . . .

Gewiß, ich konnte nicht Tag und Nacht bei der Pumpe bleiben, das ist nur zu richtig, zumal der Kranke meiner Hilfe bedurfte. Aber beim Niederlassen der Pumpe, das täglich nur einmal vorkam, ein Geschäft, das zum höchsten eine halbe Stunde dauert, hätte ich zugegen sein müssen — und wenn Ward auch darüber zu Tode verröchelte; denn das erste ist unser Daseinszweck; alles Persönliche aber, und wenn es auch Arthur in seinem Glende war, bleibt nur das Mittel.

Und damit mir auch diese letzte Entschuldigung fehle — gerade als das Unglück sich zutrug, habe ich nicht etwa Arthurs dürstende Lippen gefühlt — o nein, ich habe einfach — geschlafen. . . .

In das Minenhäus war unterdessen der Schatten des Todes eingekehrt. Ward lag entseelt auf seinem Krankenlager.

Vielleicht ist er zu glücklicheren Gefilden heimgekehrt, wer weiß das? Sicherlich hat er aber dann den richtigen Augenblick erwählt, ist von uns geschieden, ehe ihm bewußt geworden, daß die wichtigste Maschine unrettbar für uns in die graufige Tiefe gesunken, ehe er zu dem unglücklich traurigen Bewußtsein gelangen konnte, daß all unser Mühen und Soffen nur ein banger Traum gewesen, aus dem wir zu noch bangerer Wirklichkeit erwachen. O der ist wohl zu beneiden, der die nackten Tatsachen dieses Tages nicht mehr hat zu sehen brauchen, der es uns allein überließ den Zusammenbruch zu überleben, unter dem alle unsere Hoffnungen begraben werden. —

Ich habe von all dem Unglück Stuart telegraphisch in Kenntnis gesetzt — morgen um Mittag hoffe ich auf sein Eintreffen. — Mir bangt es in diesem Hause des Todes — der schwarze Schatten, der auf seiner unaufhörlichen Wanderung hier eingekehrt ist und seinen finsternen Besuch abgestattet hat, lastet schwer auf meiner Seele, saugt an meinem Innersten, trinkt mich aus und macht mich zur leeren Schale dessen, was ich einst war.

Und ich bin so allein! (Fortf. folgt.)

